

Föhnsturm auf dem Bodensee

Autor(en): **Oettli, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **28 (1953)**

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-700174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Föhnsturm auf dem Bodensee

Erlebt und erzählt von Jakob Oetli

Im Ruderboot, das mein Schwiegersohn vor kurzem angekauft hat, in der frohen Überzeugung, einen Schick zu machen, fahren wir aus dem Bootshaus zu Staad hinaus auf den spiegelglatten See, meine Frau, meine Tochter, drei Enkel und ich. In gleichmäßigem Ruderschlag geht die Fahrt zum Rheinspitz. Aus dem hinter den Bäumen versteckten Dörfchen Altenrhein dringt die kindlich lockende Musik des Karussells zu uns herüber. Sie haben dort heute ihre traditionelle Zwetschgenchilbi. Schade, daß wir den Enkeln nicht auch noch die Freude des Zwetschgenkuchens und der Karussellfahrt gewähren können. Die Zeit erlaubt es nicht. Vorbei am Strandbad, hinüber über die Einflußrinne des alten Rheines – und schon legen wir am österreichischen Ufer an.

Die Einsamkeit, die Stille, unterbrochen nur vom Geläute weidender Kühe, der Blick über das endlos scheinende Wasser, das Bad in der lauen Flut, das alles nimmt uns gefangen. Nur ungern schauen wir nach der Uhr. Sie verkündet uns, daß wir den frühen Abendzug nicht mehr erreichen werden. Macht nichts! Einmal dürfen auch die Kleinen die Stunde des Schlafengehens übermarchen. Der Genuß dieses Abends rechtfertigt es.

Im Westen baut sich eine Wolkenwand auf. Meine Tochter schnuppert.

«Die Luft wird auffallend warm. Der Wind hat sich gewendet. Wir haben Föhn,» stellt sie fest.

Erst jetzt beachten wir, daß der See kein Spiegel mehr ist, daß die Oberfläche sich kräuselt. Wir brechen unverzüglich auf. Bald haben wir die Rheinrinne hinter uns. Hier, auf der Schweizer Seite, ist die Wasserfläche ruhiger. Trotzdem drängt sich die Frage an mich heran: Könnte nicht der Sturm unversehens losbrechen?

Ich schiebe sie weg. Ich will weder mich noch die andern beunruhigen. Meine Tochter spricht zwar noch einmal ein Wort über die auffallende Föhnwärme; aber auch sie drückt keine Befürchtung aus, wohl ebenfalls zur Schonung der Gemüter.

Doch nun wird die Wand im Westen lichter. Durch einen Riß glüht golden die Abendsonne. Der See leuchtet in berückendem Farbenspiel auf. Genießerisch verlangsamen wir die Fahrt. Wir erlauben sogar dem ältesten der Enkel, dem achtjährigen Thomas, sich im Rudern zu versuchen, wenn schon dadurch die Harmonie der zwei Ruderpaare leicht gestört wird.

Der schützende Hafen ist nicht mehr fern. Ich bedaure, daß die Fahrt schon zu Ende geht, und zugleich atme ich auf, daß wir dem Überfall des Sturmes entronnen sind, von dem übrigens noch kein Anzeichen er-

schienen ist. Einzig die Klarheit des südlichen Himmels, die Nähe der Österreicher Berge und die deutlichen Konturen der Gräte könnten Verdacht erwecken.

Herr Studer, der Inhaber des Bootshauses, empfängt uns. Besorgt und vorwurfsvoll sagt er: «Meine Frau und ich haben seit einer halben Stunde nach Ihnen ausgesperrt, fürchtend, Sie könnten vom Föhnsturm überrascht werden.»

Während er das Boot festkettet, fährt er fort: «Auf einen Schlag kann der Föhn mit aller Wucht losbrechen.»

Mich gegen die innere Unruhe wehrend, entgegne ich: «Nicht wahr, es besteht doch ein Wetterdienst, der den nahenden Sturm durch Aushängen der gelben Fahne ankündigt.»

«Ja, aber nur den Weststurm können sie uns von Zürich her melden, unmöglich den Föhn. Der ist unberechenbar.»

Ich versuche, mich zu rechtfertigen: «Zugegeben, wir haben den Föhn gespürt; aber wir hielten uns ziemlich nahe dem Ufer von Altenrhein.»

«Nahe? Wir haben Sie ziemlich weit draußen gesehen. Wenn der Sturm losgebrochen wäre, ich glaube nicht, daß Sie das Land noch erreicht hätten.»

Unausgesprochen bleibt meine Frage: Ist der Mann nicht doch zu ängstlich?

Er scheint sie zu merken und fährt fort: «Sehen Sie dort das Fischerboot? Nicht weit rechts davon fuhrn Sie. Ungefähr dort befand sich am Neujahrstage ein Fischer, als der Föhnsturm einsetzte. Der Mann vermochte sein Schiff nicht mehr heranzurudern. Mit einem Motorboot ihm zu Hilfe zu eilen, war nicht möglich, weil diese Boote über den Winter nicht fahrbereit gehalten werden. Wir haben zusehen müssen, wie es ihn weiter und weiter abtrieb. Ich hätte für sein Leben nicht mehr so viel gegeben.»

Er weist mir die Breite seines Daumennagels.

«Ein Wunder war es, daß er bis hinüber kam, ans deutsche Ufer.»

Wir plaudern dann von anderm. Wir haben kein Verlangen darnach, Anlaß zu einer Variation des Gedichtes «Der Reiter und der Bodensee» zu bieten. Gemütlich schmausen die Knaben die Zwetschgen, welche Frau Studer für sie in einem Kessel bereitgestellt hat. Gemütlich fahren wir erst nach Einbruch der Dunkelheit von Staad weg nach Rheineck zurück.

Wie wir hier aussteigen, fegt der Wind durch die Straßen. Und wie wir das schützende Haus betreten, schlägt er hinter uns die Türe zu wie ein Wütender.

«Seit bald zwei Stunden bläst hier der Föhn», berichtet uns der Schwiegersohn. «Aber ich habe festgestellt, daß er in der Höhe bleibt, daß er jedenfalls den See nicht berührt hat.»

Dies Wort sollte eine Beruhigungspille sein. Ich schlucke sie. Aber – wer garantierte uns, daß der Sturm nicht doch mit einem Mal auf den See herniederfuhr? Hat nicht der fürsorgliche Hüter unseres Bootes erwähnt, daß ein St. Galler Herr, der zu einer Seefahrt herunterkommen wollte, abtelephonierte habe, weil in der Stadt droben der Föhn wüst tue? Also just während wir ahnungslos, gemütlich dahingondelten? Diese Erinnerung schmälert die Wirkung der Pille.

Wir berichten von der stimmungsvollen Fahrt. Der Schwiegersohn unterbricht uns: «Hattet Ihr die Ausweispapiere bei Euch, die nötig sind zum Landen auf österreichischem Boden?»

Meine Tochter antwortet: «Die Landungserlaubnis für das Boot liegt ja im Kasten unter der Ruderbank».

«Für das Boot. Das schon. Aber Boot und Personen sind nicht dasselbe. Wenn ein Grenzwächter des Weges gekommen wäre ... Ausgeschlossen war das nicht. Du erinnerst Dich doch: Bei unserer letzten Fahrt zum Rheinspitz tauchte einer auf, kaum daß wir vom Ufer abgestoßen waren.»

Wir reden über die Schwierigkeiten, in die wir hätten geraten können, und trösten uns damit, daß wir nun ja glücklich in der Stube auf Schweizerboden sitzen und nicht in einem österreichischen Arrestlokal.

An den Fensterläden rüttelt der Sturm. Der Schwiegersohn hakt sie fest und sagt dann: «Lange wird er's nicht treiben. Schon überzieht sich der Himmel. Wir werden Regen bekommen, noch diese Nacht.»

Zunächst allerdings ist sie stürmisch. Lange lassen die Windstöße mich nicht einschlafen. Auch die Föhnwärme im Zimmer ist lästig. Oder sollte noch etwas anderes mir warm machen?

Als es mir doch endlich gelingt einzunicken, läßt mir der ums Haus stürmende Geselle immer noch keine Ruhe.

Ich treibe auf dem schäumenden Bodensee. Auf und ab wird mein Boot geschleudert. Die Gesichter der zwei erwachsenen Mitfahrerinnen sind angstvoll verzerrt. Die drei kleinen Knaben heulen entsetzlich. Ihr Schreien übertönt das Tosen des Sturmes. Mit letzter Kraft rudere ich das Boot gegen die Rheinmündung; aber die Ruder greifen öfter in die Luft als ins Wasser, und das Schiffchen wird immer wieder abgedreht. Einmal, als ich die Ruder in eine gewaltige Woge eintauchen und mit starkem Ruck den Kahn ans Ufer treiben will, bersten sie krachend, und machtlos sind wir den Elementen preisgegeben.

Und nun ist's nicht mehr das Ruderboot, in dem ich sitze, ein Segelschiff ist's, eines von 45, die alle zu einer Regatta aus Bregenz ausgelaufen sind. Ich sehe, wie

eins ums andere kentert. Auch das meinige, in welchem ich mich nun ganz allein befinde, ist jeden Augenblick nahe daran, zu kippen. Ich will die Segel einziehen; aber ich verstehe nichts von der Sache, und während ich hilflos in den Schnüren nestle, wirft der Sturm auch mein Schiff um. Im nächsten Augenblick fühle ich mich von einem Netz umgarnt und auf ein Dampfschiff gehoben, auf dem noch andere Gerettete wie erbeutete Fische herumliegen.

«Von den 45 Schiffen sind 38 gekentert, höre ich jemanden sagen. Unverantwortlich war es, trotz der energischen Warnung des Wetterdienstes auszulaufen; aber wenn der da etwas im Kopfe hat, muß es durchgestiert sein, auch wenn es Menschenleben kostet. Er weiß nicht, was Verantwortung ist. Es war ein Kapitalfehler, ihm die Organisation der Regatta anzuvertrauen!»

Ich sehe einen Finger gegen mich ausgestreckt. Und schon fassen mich zwei Polizisten, stellen mich unsanft auf die Beine und führen mich ans Land.

«Wo sind wir?» frage ich. «In Bregenz?» «Das wirst du gleich erfahren», lautet die Antwort. Eine Türe öffnet sich. Ich werde in ein Zimmer geschoben. Hinter einem Tisch sitzen drei Richter. Zu ihren sehr feierlichen Kleidern passen die sehr knabenhaften Köpfe lächerlich schlecht. Aber das Lachen vergeht mir, als ich meine drei Enkel erkenne.

Mit der Stimme eines Zweitkläßlers fährt der erste mich an: «Du hast mit dem Leben deiner Enkel gespielt».

Und schon will der zweite, der Fünfjährige losdonnern; aber sein Donnern wird zum Krächzen: «Du hast es verschuldet, daß deine Enkel auf dem Grunde des Sees liegen».

Und seltsam, wie der sprachlich etwas zurückgebliebene Dreijährige deutlich artikuliert den kühnen Gedanken losschmettert: «Deine großväterliche Liebe war krasser Egoismus».

Ich schaudere. Ein Gerichtsdienner faßt mich, und, mich in den Gang hinausführend, keucht er: «Du wirst etwas erleben, du. Deine Pflicht war es, ans Land zu fahren, sobald das Wort «Föhn» ausgesprochen war. Aber du hattest keinen Gedanken übrig für deine Frau, deine Tochter, deine Enkel, du alter Lappi.»

Wieder geht eine Türe auf, und wieder betrete ich einen Gerichtssaal, und wieder sitzen drei Richter hinter einem Tisch, aber diesmal Männer mit fremden Gesichtern. Der Vorsitzende winkt mich streng heran. Zögernd, schleppend gehorche ich. Gebeugten Hauptes erwarte ich mein Todesurteil. Aber der Vorsitzende blättert gemächlich in seinen Akten und murmelt etwas von unbefugtem Betreten österreichischen Bodens und von einem Versuch, den Grenzwächter mit Zigaretten und Schokolade zu bestechen. Dann bespricht er sich mit seinen Kollegen.

Ich höre die Worte: «Wir müssen ein Exempel statuieren, um so mehr, als der Mann in einem Alter steht, in welchem einer genau wissen kann, was es zu einem Grenzübertritt braucht. Von Leichtsinn kann da kaum die Rede sein, dafür höchst wahrscheinlich von verbrecherischen Absichten gegen die Sicherheit des Staates.»

Ich sehe ein, daß jetzt alles an einer geschickten Verteidigung liegt, und ohne aufgefordert zu werden, hebe ich zu einer Verteidigungsrede an. Ich beteuere meine Unschuld. Ich betone meine Liebe zum vorarlbergischen Land und Volk. Meine Rede wird hinreißend. Ich erwarte, daß die Herren Richter sich die Augen abwischen werden. Statt dessen lächeln sie malitiös. Und der Richter zur Linken flüstert dem Vorsitzenden zu: «Ein ausgezeichnete Schauspieler!»

Der zur Rechten jedoch lächelt nicht. Mit grimmiger Miene bittet er ums Wort. Und während er mehr ruft als redet, bemerke ich, daß sich an den Wänden und auf der Galerie viel Volk drängt.

«Das geht zu weit. Der Kerl macht sich lustig über uns. Schon den Grenzwächter hat er täuschen wollen, als der ihn verhaftete. Jetzt will er uns Richter und das ganze Publikum täuschen mit seinen Worten und – das ist ein besonders erschwerender Umstand – mit seiner Kleidung. Der Kerl hat gemeint, wer weiß was ausspionieren zu können, indem er in Vorarlberger Tracht daher kommt.»

Ein zustimmendes Gemurmel der Zuschauer begleitet seine Worte. Ich blicke an mir herab und gewahre zu meinem Entsetzen, daß ich den kurzen ultramarinblauen Kittel, die purpurrote Weste, die schwarzen Kniehosen, die weißen Wollstrümpfe, die Halbschuhe, kurz, die Sonntagstracht des Vorarlbergers an meinem Leibe trage. Als ein Gauner, nein, als ein Spion stehe ich da. Kein Wort bringe ich mehr über die Lippen. Jedes Wort zur Beteuerung meiner Ehrbarkeit würde sich ja nur gegen mich wenden. Ich weiß nachgerade selber nicht mehr, bin ich Schweizer oder Österreicher. Die Tracht steht mir nämlich so gut, daß ich in mir den Wunsch verspüre, Vorarlberger zu sein. Das wäre übrigens sogar meine Rettung. In der Heimat wäre ich ja doch erledigt als leichtfertiger Mörder meiner Familie. Meine Sympathie für die Vorarlberger wächst verdächtig schnell in die Höhe.

Als errate der Gerichtspräsident meine schwankenden Gefühle und Gedanken, erhebt er sich zum Urteilspruch:

«Dieser Mensch weiß nicht, was er sein will. Demgemäß soll seine Strafe sein. Er soll auf dem Grenzstrom, auf dem Rhein, seine Lebensfahrt weiterführen, hin und her schwankend von einem Land zum andern Land.»

Kräftige Hände fassen mich und bringen mich unter dem Hallo der Menge auf mein Segelschiff. Man drückt mir das Steuer in die Hand. Die Segel straffen sich. In rascher Fahrt geht es über den Bodensee, immer dort, wo die Grenze liegt. Ich sehe die Linie deutlich auf dem Wasser, und fortwährend überschneide ich sie auf meiner urteilsmäßigen Zickzackfahrt.

Schon befinde ich mich auf dem Untersee. Bei Steckborn winkt mir aus dem zwiebeltürmigen Turmhof eine mittelalterliche Gestalt, der Abt des Klosters Reichenau. Das ist auch einer, der diesseits und jenseits des Sees zu Hause ist, der sich am liebsten da aufhält, wo er sich am sichersten fühlt, und der deswegen doch nicht vor Gericht kommt, denke ich neidisch.

Aber schon schießt mein Schiff an St. Georgen zu Stein am Rhein vorbei, und jetzt ragen vor meinen Augen die Mauern des Asyls St. Katharinenthal auf, und ich sehe, wie die einen der Greise und Greisinnen an festlichen Tischen Zwetschkuchen vertilgen, in unfabbarer Menge, so daß mich ein beißendes Gelüste ankommt, und wie die andern kindlich jauchzend sich auf dem Karussell drehen, so daß mich eine brennende Gewissensqual erfaßt wegen der Enkel, denen ich statt der festlichen Unterhaltung den Tod im Wasser gebracht habe.

Das Boot beginnt zu tanzen. Sollen das schon die Stromschnellen oberhalb des Rheinfalles sein? Ich fühle mein Ende nahe. Das macht mich schier heiter. Denn nun wird die Qual nicht mehr sein. Die Wasser donnern im Sturze. Sie schlagen über mir zusammen. Ich erwache. Mein Herz hämmert wild und unregelmäßig. Draußen regnet es in Strömen. Von Schlaf ist keine Rede mehr.

Am folgenden Tage fahren wir nach Hause. Die Bahnfahrt, vielmehr das durch sie noch weiter gesteigerte Herzklopfen ermüdet mich so, daß ich direkt vom Bahnhof in die Sprechstunde unseres Hausarztes gehe.

Nachdem ich ihm kurz mein reales und mein traumhaftes Erlebnis geschildert habe, und nachdem er ebenfalls rasch die Tätigkeit meines Herzens abgehört hat, sagt er: «Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen schon vor acht Wochen dringend empfohlen habe: Meiden Sie die körperlichen Überforderungen, zu denen auch das allzu hastige Rudern gehört, und ich muß nun noch das andere hinzufügen: Unterlassen Sie alles, was Ihr Gewissen belastet!»

«Aber, Herr Doktor, ist das nicht die schwerste Überforderung?»

Er reicht mir lächelnd die Hand; ich bin entlassen; denn im Wartzimmer harren noch ein Dutzend Personen des Abrufes.